Zeitschrift: Unsere Heimat : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft Freiamt
Herausgeber: Historische Gesellschaft Freiamt
Band: 49 (1977)

Artikel: Alte Ansichten des Klosters Muri
Autor: Amschwand, Ruptert
Kapitel: Einführung
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1046000

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Einführung

Quellen und Literatur

Für die Geschichte der Murenser Klosteranlage ist der fünfte Band der Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, verfasst von *Georg Germann*, grundlegend. Auf dieses Werk, das als gedruckte Quelle für die vorliegende Arbeit zu gelten hat, wird nur eigens hingewiesen, wenn es sich um ein wörtliches Zitat handelt. So kann sich der Anmerkungsapparat auf das Allernotwendigste beschränken. Dem Verfasser standen die von Germann zitierten Quellen stets zur Verfügung. Anschliessend werden hier nur einige Titel genannt, die für die folgende Darstellung grundlegend sind. Vereinzelt in Frage kommende Titel werden an Ort und Stelle erwähnt. Auf Differenzen der hier gebotenen Deutung der Abbildungen mit bisherigen Behauptungen wird nicht ausdrücklich hingewiesen. Der Text will nicht eine spitzfindige Buchbesprechung sein. Die Standortangabe erfolgt nur bei jenen Veduten, deren Originale sich nicht in der Sammlung des Kollegiums Sarnen befinden. Es wird grundsätzlich nur das Mass der Bilder, nicht auch das der Blätter angegeben. Die Massangabe mag dem Leser genügen, um zu entscheiden, ob die einzelne Abbildung gegenüber dem Original eine Vergrösserung oder Verkleinerung darstellt. Wiederholungen sind bei einer derartigen Bildbeschreibung nicht nur unvermeidlich, sondern sogar notwendig.

P. Rupert *Amschwand*, Siegel und Wappen des Klosters Muri-Gries. Sarnen 1973. Für die heraldischen Beigaben vieler Veduten.

Wolfgang *Braunfels*, Abendländische Klosterbaukunst. Verlag M. DuMont Schauberg, Köln 1969. Für das Kapitel über die benediktinische Klosteranlage.

Carl *Brun*, Schweizerisches Künstler-Lexikon. 4 Bände, Frauenfeld 1905—1917. Für die Angaben über die Künstler.

Peter *Felder*, Über das Werden und die Schicksale der Klosteranlage von Muri. Separatdruck aus Festgabe Otto Mittler. In: Argovia 1960.

Georg *Germann*, Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Band V: Der Bezirk Muri, Basel 1967. Für alle baugeschichtlichen Angaben über die Murenser Klosteranlage.

P. Martin *Kiem*, Geschichte der Benedictiner Abtei Muri-Gries, 2 Bände, Stans 1888 und 1891 (Kiem I und II).

U. *Thieme*/F. *Becker*, Allgemeines Lexikon der bildenden Künstler. 37 Bände, Leipzig 1907—1950. Für die Angaben über die Künstler.

Erklärungen und Hinweise

Statt bei jedem Stich die Signaturen aufzulösen, wird hier eine Erklärung der Abkürzungen vorausgeschickt: *del.* oder *delin.* = delineavit = hat gezeichnet (das Entwerfen eingeschlossen). — *fecit* = hat gemacht (d.h. gezeichnet und gestochen). — *inv.* = invenit = hat entworfen (invent. bei Abb. 9 ist eine ungewohnte Abkürzung für invenit). — *inv. et del.* = invenit et delineavit = hat entworfen und gezeichnet. — *Lu.* = *Lucernensis* = von Luzern. — *sc.* oder *scul.* oder *sculp.* oder *sculps.* = sculpsit = hat gestochen.

Die Grundrisszeichnungen bzw. Situationspläne (Textillustration S. 7 und Abb. 5 und 49) sind neu geschaffen worden. Die Reinzeichnung erfolgte im Büro von Herrn Max Mennel, Architekt FSAI, Sarnen. Der Verfasser ist Herrn Mennel für den freundlichen Dienst zu grossem Dank verpflichtet.

Als Erstveröffentlichung haben folgende Abbildungen zu gelten: 5, 7, 9, 11—13, 16, 19, 21—23, 27—28, 31, 33—35, 36 (bei Germann S. 336 Miniaturwiedergabe ohne Legende), 37—40, 43, 45—47 und 49.

Das benediktinische Klosterschema

Die benediktinische Klosteranlage ist das Zönobium, das heisst der Lebensraum für jene Mönche, die in Gemeinschaft an einem festen Orte leben. Von den verschiedenen Mönchsarten, die im 6. Jahrhundert bekannt waren, entschied sich St. Benedikt dazu, «der kraftvollsten Art, den Zönobiten, die im Kloster unter Regel und Abt Kriegsdienst leisten, eine Lebensordnung zu geben» (Kapitel 1 der Regel). Dadurch ist Benedikt der Gesetzgeber des abendländischen Mönchtums überhaupt geworden. Aber der Begründer des Zönobitentums ist der oberägyptische Mönch Pachomius († 346). Dieser ist der Schöpfer des heiligen klösterlichen Bezirks, wie ihn die Regel Benedikts voraussetzt. «Pachomius baute das erste Kloster, die ersten Klostermauern, er errichtete die erste Klausur.»[1]

Benedikt hat in seiner Regel keine Anweisungen für einen Klosterarchitekten gegeben. Aber die vielen Einzelangaben der Regel würden einem Planer auch heute noch genügen. Benedikt zählt, nebst den allgemeinen Hinweisen (z.B. «Betrieb der Werkstätten»), mindestens 15 verschiedene Räume auf und fasst sie alle zum abgeschlossenen klösterlichen Bezirk («claustra monasterii») zusammen, dessen einzigen Ein- und Ausgang der Pförtner bewacht. Im folgenden seien die Stellen der Regel wiedergegeben, die das Raumprogramm des benediktinischen Klosters betreffen:[2]

Zunächst Kap. 52 Vom *Oratorium* des Klosters.

Kapitel 36 Von den kranken Brüdern: «Für die Kranken sei eine *eigene Wohnung* bestimmt . . . *Bäder* werden den Kranken angeboten, sooft deren Benützung tunlich ist.»

Kapitel 46 Von denen, die sich sonstwie verfehlen: «Wer bei irgendwelcher Arbeit in der *Küche*, im *Vorratsraum*, beim *Tischdienen*, in der *Bäckerei*, im *Garten*, in *Ausübung eines Handwerkes* oder sonstwie sich etwas zuschulden kommen lässt, . . . der trete, wenn Abt und Klostergemeinde versammelt sind, unverzüglich vor sie hin, leiste von sich aus Genugtuung und bekenne seine Schuld.»

Kapitel 48 Von der täglichen Handarbeit: «In der Fastenzeit erhalte jeder aus der *Bibliothek* ein Buch, das er von Anfang bis Ende ganz lesen soll.»

Kapitel 22 Wie die Mönche schlafen sollen: «Wenn möglich, bringen *alle im gleichen Raum* die Nacht zu. Geht das nicht an, weil die Brüder zu zahlreich sind, so sollen je zehn oder zwanzig, unter der Aufsicht der Ältesten, zusammen ruhen. Im *Schlafraum* brenne ständig ein Licht, bis zum Morgen.

Dazu Kapitel 55 Von der *Kleiderkammer* und *Schuhkammer* der Brüder.

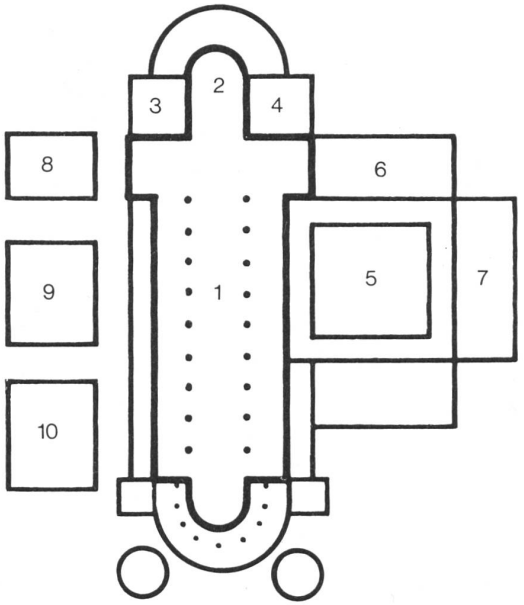
Kapitel 53 Von der Aufnahme der Gäste: «Abt und Gäste haben eine *besondere Küche*. So werden die Brüder nicht gestört, wenn Gäste, an denen es dem Kloster nie fehlt, zu unbestimmter Zeit eintreffen. — Die *Wohnung der Gäste* werde einem Bruder anvertraut, dessen Seele voll Gottesfurcht ist.»

Kapitel 58 Was bei der Aufnahme von Brüdern innezuhalten ist: «Dann sei er (der Neuling) in der *Wohnung der Novizen*, wo diese ihren Übungen obliegen, essen und schlafen.»

Kapitel 66 Von den Pförtnern des Klosters: «An die *Pforte des Klosters* stelle man einen Bruder, der gesetztes Alter und Weisheit besitzt, der Red und Antwort stehen kann und den seine Reife hindert, sich überall herumzutreiben. Der Pförtner soll *seine Zelle zunächst der Pforte* haben, damit, wer kommt, immer einen antreffe, von dem er Bescheid erhält. — *Womöglich soll das Kloster in der Weise angelegt werden, dass sich alles Lebensnotwendige innerhalb der Mauern finde*, nämlich *Brunnen, Mühle, Garten* und der *Betrieb der verschiedenen Werkstätten*. So brauchen die Mönche nicht draussen herumzulaufen, was ihren Seelen durchaus nicht zuträglich wäre.»
Kapitel 4 Mit was für Werkzeugen das Gute getan wird: «Seht, das sind die Werkzeuge der geistlichen Kunst . . . Die Werkstatt aber, wo wir mit Eifer dieser Arbeit obliegen, ist die *Abgeschlossenheit des Klosters* (claustra monasterii) und das beständige Leben in der Gemeinschaft.»

Über die Anordnung all dieser verschiedenen Räumlichkeiten, über das architektonische Konzept der «claustra monasterii», sagt Benedikt kein Wort. Wir dürfen auf keinen Fall das klassische Klosterschema der späteren Zeit auf Monte Cassino zurückverlegen. Es fehlen für das Stammkloster der Benediktiner archäologische Untersuchungen, die Aufschluss über den Gesamtplan der Anlage des ersten Jahrtausends geben. Der früheste mit einiger Sicherheit rekonstruierbare Bau auf dem heiligen Klosterberg Benedikts ist erst im 11. Jahrhundert — fast gleichzeitig mit Muri — entstanden.

Das älteste Dokument benediktinischer Klosterarchitektur ist der Sankt Galler Idealplan aus dem ersten Drittel des 9. Jahrhunderts.[3] Dieser Plan ist nie und nirgends in der gezeichneten Vollkommenheit ausgeführt worden. Für uns ist die Feststellung wichtig, dass die Räume rings um den Kreuzgang im Süden der geosteten Kirche die eigentliche Wohnung der Mönche, die Klausur, bilden. Zu den Klausurräumen gehörten der Kreuzgang für Prozessionen, der Kapitelsaal für die Versammlung der Mönche (meist im Osten des Kreuzgangs), das Refektorium und Dormitorium (Einzelzellen gibt es erst seit dem Spätmittelalter). Das bleibt durch Jahrhunderte der fast unveränderte bauliche Kanon des Zönobiums, den die Zisterzienser zu seiner Vollkommenheit entwickelten und den auch die Bettelorden übernahmen. Die Kartäuser aber, die das Einsiedlerleben und das Gemeinschaftsleben miteinander vereinten, schufen einen völlig neuen Klostertypus: die Kartause. Als Antwort auf die Frage der Benediktiner nach der Herkunft ihrer Klosteranlage gilt die Feststellung: «Das benediktinische Klosterschema ist ein kennzeichnendes Werk der karolingischen Renaissance.»[4] Alle übrigen Gebäude des Klosters, die Ökonomiegebäude und Werkstätten, die auf dem Sankt Galler Plan in strenger Rechtwinkligkeit gleich einem modernen Städteplan angeordnet sind, werden in der Wirklichkeit je nach dem vorhandenen Gelände in mehr oder weniger lokkerer Ordnung um «das Kloster im Kloster» herum gebaut. Der Sankt Galler Plan setzt ein freies, ebenes Gelände voraus.



Schematischer Ausschnitt aus dem St. Galler Klosterplan: 1 Kirche. 2 Krypta. 3 Bibliothek. 4 Sakristei. 5 Innenhof mit anliegendem Kreuzgang. 6 Dormitorium. 7 Refektorium. 8 Abtei. 9 Äussere Schule. 10 Gästehaus.

Diese von Benedikt als Ideal gewünschte Anordnung des Zönobiums hat nicht nur die äussere Klosteranlage bestimmt, sondern auch die ganze Lebensordnung beeinflusst. Die Benediktinerklöster sind auf diesem Grundriss ihrer Anlage zugleich mehr oder weniger autarke Wirtschaftskörper geworden. Aus einem solchen klösterlichen Kern, einer Stadt im kleinen, ist die Stadt und schliesslich der Kanton St. Gallen als Staat hervorgegangen. Nicht jedes Kloster hat stadtbildend gewirkt; aber in Einsiedeln und Engelberg und Disentis ist das Kloster älter als das Dorf. In Muri hingegen bestand bei der Klostergründung schon eine Pfarrkirche. Aber die geschichtliche Wirkung des äusseren, organisatorischen Elementes der «claustra monasterii» ist nur verständlich aus dem inneren Element der Beständigkeit, die Benedikt als das geistige Prinzip seines Werkes versteht: die Treue nicht allein zum Klosterleben, sondern auch zum Ort, den der Mönch sich erwählt hat. Die «stabilitas» ist das dem Benediktiner eigene Gelübde. «Klostermauern werden nur von dem verstanden, der weiss, welch eine lebensvolle geistige Welt sie umschliessen und wie viele zersetzende Mächte sie abhalten. Das Gelöbnis der Beständigkeit verleiht selbst dem Grund und Boden eine heilige Weihe. Etwas von dieser Heiligung der Erde fühlt man selbst noch in Klosterruinen, aus denen längst alles Leben entwichen ist. Das geistige Bestehen scheint nie zu erlöschen.»[5] So sind im Kloster St. Benedikts Geschichte und Ewiges miteinander verbunden.

Mittelalterliche Theologen wie Honorius Augustodunensis und Sicardus von Cremona haben versucht, die Klosteranlage symbolisch zu deuten, indem sie zum Beispiel in der Südlage des Claustrums ein Symbol der Lichtfülle Gottes sahen und das Claustrum selber mit dem himmlischen Paradies verglichen. Diese Symbolik wird mit der Zeit so weit getrieben, bis die ganze Tugendlehre im Klosterbau sichtbar wird. In Wirklichkeit ergab es sich im Norden der Alpen, wo dieses Klosterschema entstand, wie von selber, dass man die

Wohnung der Mönche durch die Anlage im Süden der Kirche vor den nördlichen Winden schützen wollte. Etwas einleuchtender mag es scheinen, wenn man in dem gegen Sonnenuntergang liegenden Westwerk der Kirche, durch das der Mensch eintritt, das Reich der Sünde und in dem gegen Sonnenaufgang liegenden Chor das Reich Gottes angedeutet sehen wollte. Diese Hinweise auf die Versuche einer symbolischen Deutung der Klosteranlage mögen genügen.[6]

[1] Basilius Steidle, Die Regel St. Benedikts. Beuron 1952, S. 16.

[2] Übersetzung nach der Ausgabe von P. Eugen Pfiffner, Die Regel des heiligen Benedikt. Einsiedeln 1947.

[3] Literatur über den St. Galler Klosterplan bei Braunfels, S. 318.

[4] Braunfels, S. 51.

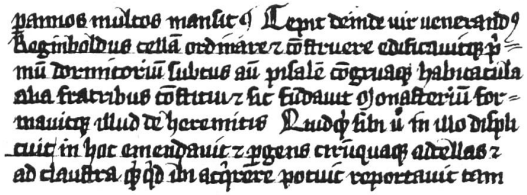
[5] Abt Ildefons Herwegen, Sinn und Geist der Benediktinerregel. Einsiedeln/Köln 1944, S. 105f.

[6] Honorius, Gemma animae: Migne, Patres latini CLXXII, 590 BC. — Sicardus, Mitrale seu de officiis ecclesiasticis summa: Migne, Patres latini CCXIII, 25 C.

Die Klosteranlage von Muri

Die seit dem ersten Bau des Klosters unverändert gebliebenen Angelpunkte der murensischen Klosteranlage sind der Unterbau der Westtürme, die Mauern des Querschiffs und die Krypta mit dem darüberliegenden Chor, vielleicht auch die Grundmauern des Kreuzgangs. Die in der Mitte des 12. Jahrhunderts geschriebenen Acta Murensia[1] — die älteste Klostergeschichte — bezeugen, dass Propst Reginbold, der um 1032 vom Einsiedler Abt Embrich mit einigen Mönchen zur Besiedlung des vom habsburgischen Grafen Radbot und seiner Gemahlin Ita von Lothringen gestifteten Klosters nach Muri geschickt wurde, alsbald mit dem Bau von Kloster und Kirche begann. Für Einzelheiten der Gesamtanlage wird ihm wohl das einsiedlische Mutterkloster als Ideal gedient haben, ausgenommen die Kirche, die zu gleicher Zeit — nach dem Brand von 1029 — neu gebaut wurde und von Anfang an, bedingt durch die Gnadenkapelle, eine originelle Sonderlösung darstellte. Auch die innere Klosterordnung übernahm er von Einsiedeln und passte sie den örtlichen Verhältnissen an (siehe das Faksimile aus den Acta Murensia).

Propst Reginbold († 1055) begann — nach den Angaben der Acta Murensia — mit einem zweistöckigen Bau: unten ein heizbarer Raum, darüber das Dormitorium (Schlafraum), sicher in der Form des längst traditionellen Gevierts an der Südseite der Kirche, deren Bau beim Tode Reginbolds so weit gediehen war, dass er zuvorderst im rechten Querschiff begraben werden konnte. Unter Propst Burkard wurde die Kirche, eine dreischiffige Basilika,



Verkleinertes Faksimile aus den Acta Murensia, fol. 4v, Mitte 12. Jahrhundert, Abschrift aus dem 14. Jahrhundert (Handschrift im Staatsarchiv Aarau). — Übersetzung: *«Der ehrwürdige Mann Reginboldus begann das Kloster zu planen und zu bauen: zuerst das Dormitorium, darunter einen heizbaren Raum, dann weitere für die Mönche notwendige Räumlichkeiten. So begründete er das Kloster und richtete es nach dem Vorbild von Einsiedeln ein. Was ihm dort nicht gefallen, das machte er in Muri anders.»* (Lateinischer Text: Cepit deinde . . . in hoc emendavit.)

vollendet und am 11. Oktober 1064 auf den Titel des hl. Martin von Tours geweiht. Die Vollendung des Klosterbaues zog sich bis in die siebziger Jahre hinein.

Zäsuren in der mittelalterlichen Baugeschichte des Klosters bedeuten vor allem die Brand- und Brandschatzungskatastrophen des 14. Jahrhunderts. Dreimal wurde das Kloster, ganz oder zum Teil, ein Raub der Flammen: 1300, 1363 und 1386 im Zusammenhang mit dem Sempacherkrieg. Die Restaurationsarbeit nach den Schäden des zweiten Kappelerkrieges von 1531 führte während des 16. Jahrhunderts zur Erneuerung der meisten Klostergebäude. 1553 liess Abt Christoph von Grüt die Klosterpforte schliessen und durch einen Pförtner bewachen. Früher übten ein Graben und ein Wall die Funktion der Klostermauer

Abt Johann Jodok Singisen, der geistige Bauherr des Klosters. — Text S. 9 und 15.

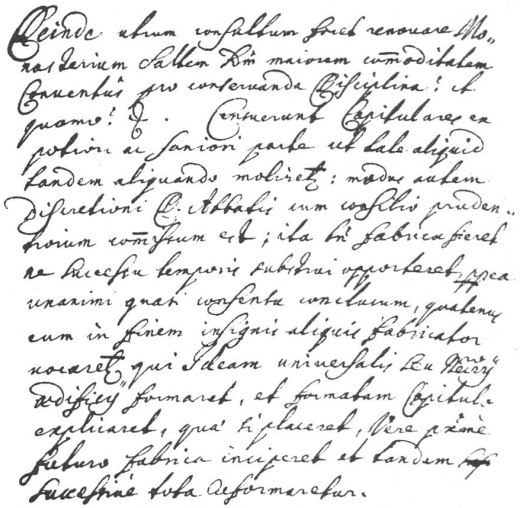
aus, von denen in einem Zinsrodel aus der Mitte des 14. Jahrhunderts die Rede ist und die auf den Stichen Johann Caspar Winterlins auf der Südseite ausserhalb der Klostermauer noch sichtbar sind. Graben und Wall hatten allerdings mehr den Sinn einer Schutzmassnahme in kriegerischen Zeiten als den einer Klausurmauer für weltabgewandte Mönche. Unter dem bedeutenden Reformabt Johann Jodok Singisen (1596—1644) erfolgte — neben einer regen Bautätigkeit — die innere, religiös-monastische Erneuerung des Klosters, das nun selber zur leuchtenden Stadt Gottes wurde. Als äusseres Zeichen der aszetischen Besinnung liess dieser Abt durch den Apostolischen Nuntius die Grenzen der Klausur um-

schreiben und 1604 mit einer Klostermauer und in der Südwestecke mit einer neuen Pforte nach aussen abschliessen.

Baulich hatte sich Muri in all den Jahrhunderten seit der Gründung nicht wesentlich verändert: als Kloster im Kloster die romanische Kirche und die Konventgebäude um den Kreuzganghof. Die übrigen Gebäulichkeiten standen, ohne durchsichtigen Plan, frei in mehr oder weniger grossen Abständen im Süden und Osten des eigentlichen Klosters. Die hölzerne Bauweise bedeutete immer eine erhöhte Brandgefahr, die man durch eine aufgelockerte Anordnung zu verringern suchte. Mit Hilfe der Stiche Johann Caspar Winterlins aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts und der bekanntesten darauf beruhenden Ansicht Caspar Merians können wir uns eine Vorstellung von der spätmittelalterlichen Klosteranlage machen.

Das Jahr 1684 bedeutet eine tiefe, ja die tiefste Zäsur in der baulichen Entwicklung des Klosters Muri. Die schöpferische Baufreude des Barocks war über den «kleinteiligen, heterogenen Klosterkomplex»[3] gekommen. Schon 1667 hatte Abt Fridolin Summerer den auch in Muri nicht unbekannten Weingartener Architekturdilettanten P. Gabriel Bucelin berufen, damit er das Klostergelände im Hinblick auf einen neuen Bauplan ausmesse.[4] Doch erst Abt Plazidus Zurlauben (1684—1723) war es beschieden, als barocker Bauherr in die Geschichte einzugehen. Bereits im ersten Halbjahr seiner Regierung trat er mit Bauabsichten vor das Kapitel und fand dessen Zustimmung (siehe das Faksimile des Kapitelsprotokolls vom 20. August 1684). Abt Plazidus baute nicht nur «bürgerlich, sparsam, zäh», sondern auch — «als erster Abt in der Schweiz — zielbewusst, grossartig, fürstlich».[5] Es mochte wie eine Bestätigung dieser Baugesinnung erscheinen, als Abt Plazidus 1701 von Kaiser Leopold I. in den Fürstenstand erhoben wurde. Es ist auch nicht rein zufällig, dass von den 49 hier abgebildeten Veduten 15 (Abb. 12—26) aus der Regierungszeit des Abtes Plazidus stammen. Der repräsentative Stich des Matthäus Wickart (Abb. 26), der das Ergebnis der rund zwanzig Jahre dauernden Bautätigkeit zusammenfasst, zeigt eine annähernd symmetrische, vornehme Anlage nach der Art der fürstlichen Barockabteien des deutschsprachigen Alpenraumes, ohne eine von ihnen zu kopieren, und mit viel Rücksicht auf das Bestehende, wenn man Vergleiche mit den radikalen Neuschöpfungen von Einsiedeln und Ottobeuren anstellt. Eine voll symmetrische Anlage war für Muri wohl überhaupt nie geplant. Die Pläne für die Klosterbauten stammen vom Einsiedler Architekten Bruder Caspar Mosbrugger — «in Mosbruggers Werk gehört die Klosteranlage von Muri zu den am besten belegten Schöpfungen».[6]

Das Oktogon der Kirche dagegen — der grösste Zentralbau der Schweiz — ist ein Werk des Giovanni Bettini von Lugano. Obwohl die reizvolle Symbiose des barocken Kuppelbaues mit den gotischen Türmen und der romanischen Querschiff- und Chorpartie sich dem Auge am schönsten von Norden und Nordwesten darbietet, zeigen die alten Veduten das Kloster nie von dieser Seite.



Verkleinertes Faksimile aus den Kapitelsakten des Klosters Muri vom 20. August 1684: Das Kapitel beschliesst den Neubau des Klosters (Handschrift im Kollegium Sarnen). — Übersetzung: *«Der Abt legte die Frage vor, ob es geraten sei, im Interesse der leichteren und besseren Bewahrung der Ordnung an einen Neubau des Klosters zu denken. Die Kapitularen stimmten mehrheitlich zu und überliessen das Weitere der Klugheit des Abtes und seiner Ratgeber. Sozusagen einstimmig wünschten sie die Berufung eines erfahrenen Architekten, der dem Kapitel einen Gesamtplan für das neue Kloster vorlege. Wenn dieser gefällt, dann soll im nächsten Frühling mit dem Bau begonnen werden.»*

Ein letztes Mal erlebte die Klosteranlage von Muri eine Änderung, als der letzte Fürstabt Gerold Meyer (1776—1810) am Ende des 18. Jahrhunderts — zur Vergrösserung der Klosterschule und für eine neue Bibliothek — durch den süddeutschen Architekten Valentin Lehmann Pläne zu einem Neubau ausarbeiten

Abt Plazidus Zurlauben, der barocke Bauherr, seit 1701 Fürstabt. — Text S. 10.

liess, der infolge der Ungunst der Zeit bloss zur Hälfte (Ost- und Südtrakt) ausgeführt werden konnte. An die Stelle der rhythmischen Auflockerung der Bauteile trat der geschlossene Baukörper, an die Stelle des Malerischen das Monumentale. «Der unter Fürstabt Gerold II. Meyer im Jahre 1790 von Valentin Lehmann begonnene Klosterneubau ist der letzte und dem Projekt nach zugleich grösste barocke Klosterbau der Schweiz.»[7] Wir kennen den Torso aus den Zeichnungen, zum Teil Lithographien, des P. Leodegar Kretz, Heinrich Triners und seines Schülers Br. Burkard Küng. 1889 ging der Osttrakt in Flammen auf und wurde nur unzulänglich wieder aufgebaut.

[1] In einer Kopie aus der Mitte des 14. Jhs. erhalten. Staatsarchiv Aarau. Letzte gedruckte Ausgabe von P. Martin Kiem in: Quellen zur Schweizer Geschichte. Erste Folge Bd. III/3. 1883.

[2] Kiem I, S. 157.

[3] Felder, S. 155.

[4] Thomas J. Stump, Mit Stift und Zirkel. Gabriel Bucelinus 1599—1681 als Zeichner und Kartograph, Architekt und Kunstfreund. Sigmaringen 1976, S. 40. Schon 1627 hatte Bucelin nach den Stichen Winterlins eine farbige Zeichnung des Klosters angefertigt (siehe unten bei Abb. 1b).

[5] Germann, S. 330.

[6] Germann, S. 331.

[7] Germann, S. 366.

Die Ansichten des Klosters Muri

Die älteste Einzelansicht eines schweizerischen Benediktinerklosters ist eine Zeichnung des Klosters Rheinau von Felix Lindtmeier 1504. Die älteste Abbildung des Stiftes Einsiedeln findet sich in Diebold Schillings Luzerner Chronik von 1513. Dieser Holzschnitt zeigt allerdings nur die Nordseite der Kirche und der Gebäude. Einen Überblick über die ganze Klosteranlage bietet erst Merians Stich von 1642. Das Kloster St. Gallen ist vor 1680 nur auf Gesamtansichten der Stadt (die älteste 1545) zu finden. Die älteste Abbildung des Klosters Fischingen stammt aus dem Jahre 1634, die der Abtei Disentis erst aus dem Jahre 1685. Darum bedeuten die Stiche Johann Caspar Winterlins von 1609, 1615 und 1620 geradezu einen Glücksfall für das Kloster Muri.

Bei den über 80 Blättern, auf denen das Kloster Muri abgebildet ist und die im 17., 18. und 19. Jahrhundert entstanden sind, kann man drei Gruppen unterscheiden. Die erste umfasst die eigentlichen Veduten, die einzig zu dem Zweck geschaffen wurden, eine Ansicht vom Kloster zu bieten, also zum gleichen Zweck, zu dem die topographischen Werke Matthäus Merians im 17. und David Herrlibergers im 18. Jahrhundert entstanden sind, in denen auch das Kloster Muri vertreten ist. Im 19. Jahrhundert sind es dann vor allem die grossen Blätter (Malereien und Lithographien) von David Alois Schmid, P. Leodegar Kretz und Heinrich Triner. Dazu kommen die Zeichnungen des Triner-Schülers Br. Burkard Küng von Isenbergschwil, der 1868 in Muri-Gries Profess ablegte (Blätter in Gries und Sarnen).[1] Der früheste Vertreter der ersten Gruppe, die älteste Muri-Vedute überhaupt, stammt aus dem Jahre 1609 und ist von einem Mönch des Klosters, Johann Caspar Winterlin, in Kupfer gestochen worden. Das repräsentativste Stück ist der Idealstich des Matthäus Wickart von 1720.

Zur zweiten Gruppe gehören die Devotionalbilder mit dem in Muri verehrten Katakombenheiligen Leontius, bei denen die Darstellung des Klosters nicht immer den Wert einer historisch getreuen Vedute hat. Die Reihe wird um 1649 mit dem Stich des Niederländers Cornelis Galle eröffnet, der die einzige Ansicht des Klosters von Südwesten bietet.

Die dritte Gruppe umfasst die sogenannten Thesenblätter aus dem 17./18. Jahrhundert, die anlässlich von theologischen Disputationen von den einzelnen Klöstern in Auftrag gegeben und oft einem fremden Prälaten, der den Ehrenvorsitz führte, gewidmet wurden. Auf diesen Thesenblättern finden sich gelegentlich auch Klosteransichten. Von den drei Blättern, die eine Vedute des Klosters Muri zeigen, trägt das älteste, gestochen 1694 für das Jesuitenkollegium in Luzern, die Widmung an Abt Plazidus Zurlauben von Muri. Die andern zwei sind für das Kloster Muri selber geschaffen worden. Das jüngste und einzige erhaltene Exemplar — 185 x 113 cm — ist ein Werk des Augsburger Kupferstechers Gottfried Bernhard Göz von 1746.

Auch bei den Künstlern, die Muri-Ansichten geschaffen haben, kann man drei Gruppen unterscheiden: Schweizer, Niederländer aus Antwerpen und Deutsche, die in Augsburg tätig waren. Die 17 Schweizer sind (in der Reihenfolge und mit dem Jahr der Entstehung ihrer Werke): Johann Caspar Winterlin von Luzern, Mönch in Muri (1609, 1615, 1617 und 1620); Caspar Merian von Basel, in Frankfurt tätig (1653); Jacob Kolin von Zug und Melchior Haffner von Zug (1691), Johann Brandenberg von Zug (1694), Heinrich Ludwig Muoß von Zug (1698), Johann Jacob Frey von Luzern (um 1701), Johann Heinrich Störckly von Zug (1706), Matthäus Wickart von Einsiedeln (1720), Franz Xaver Schönbächler von Einsiedeln (1744), Caspar Wolf von Muri und David Herrliberger von Zürich (1765/1770), David Alois Schmid von Schwyz (um 1820), P. Leodegar Kretz von Schongau, Mönch in Muri (1835, 1840 und 1842), Heinrich Triner von Arth, Zeichnungslehrer in Muri (1850er/60er Jahre), Johann Rudolf Rahn von Zürich (1859) und Br. Burkard Küng von Isenbergschwil, Mönch in Muri-Gries (1860er Jahre).

Von Antwerpen, der katholischen Kunst- und Kunsthandelsmetropole Europas, nahm das gegenreformatorische Devotionalbild in der Form des kupfergestochenen Kleinbildes seinen Ausgang.[2] In der Werkstatt des Cornelis Galle, wahrscheinlich Cornelis' II., liess das Kloster Muri um 1649, bald nach der Übertragung der Reliquien des Katakombenheiligen Leontius, auf Pergament gedruckte Andachtsbildchen mit Leontius und der Klosterkirche (gelegentlich mit dem ganzen Kloster) für den Bedarf der entstehenden Wallfahrt herstellen. Das Oeuvre Cornelis' II. ist zum

Teil zwischen ihm und seinem Vater Cornelis I. strittig. Die Sammlung des Klosters Muri-Gries (im Kollegium Sarnen) kennt vier verschiedene Leontiusbildchen, die mit «C. Galle» signiert sind.

Was Antwerpen für die katholischen Niederlande war, das wurde Augsburg für das katholische Süddeutschland, im 18. Jahrhundert für das ganze katholische Europa. Von der Stechergeneration des 17. Jahrhunderts sind Wolfgang (vor 1662), Bartholomäus (1677/80) und Paul Kilian (vor 1718), Matthäus Küsell (1667) und Johann Andreas Pfeffel (1694) vertreten. Dazu kommen die weniger bekannten Johann Franck (1684) und Jacob Müller 1702). Zu den deutschen Künstlern ist, obwohl im thurgauischen Diessenhofen geboren, der Weingartener Benediktiner P. Gabriel Bucelin zu rechnen, der nicht als Stecher, sondern nur als Zeichner (1627) tätig war. Von den Augsburgern des 18. Jahrhunderts ist nur die starke Künstlerpersönlichkeit des Gottfried Bernhard Göz mit dem erwähnten prachtvollen Thesenblatt von 1746 vertreten. Die berühmten Gebrüder Klauber haben für Muri nicht gearbeitet. Zu den Augsburgern könnte man auch den bei den Schweizern erwähnten Johann Heinrich Störckly zählen, da er seit ungefähr 1705 in Augsburg lebte.

[1] Eine von Br. Burkard Küng gezeichnete, auf 1841 zurückdatierte Nordostansicht des Klosters aus der Vogelschau bildet das Titelblatt von Kiem II.

[2] Zur Devotionalbildproduktion des 17. und 18. Jahrhunderts vgl. Adolf Spamer, Das kleine Andachtsbild vom 14. bis zum 20. Jahrhundert. München 1930, S. 125ff. und 176ff.